

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

27 (3.7.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

№ 27.

Sonntag, den 3. Juli.

1904.

Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Alle Segel auf! Lappen bei!“ — Das Heulen des Windes, das Wogengebraus der empörten Nordsee, auf deren Wellenkämmen das schmucke Schiff, die „Eduna“, in einer Herbstnacht des Jahres 1838 turmhoch, turmnieder geschleudert ward, wie ein Spielzeug in den Händen mutwilliger Niesen, überlante stoßweise die durch das Sprachrohr verstärkte Stimme des Kapitäns, und in stummem Gehorsam erfüllten die Matrosen ihre Pflicht. Kein unnötiger Ruf, kein Laut des Bewußtseins der drohenden Gefahr ward hörbar. Vorwärts blickten die Augen der Mannschaft und aufwärts zu den Masten, die unter der Last der geblähten Segel, die der Sturm zu zerfetzen drohte, ächzten und sich bogen, tiefer, immer tiefer, und dann sich emporhoben zum nächtlichen Himmel, an dem sich die schwarzen Wolken jagten in gespenstischem Reigen.

Die kühnen Männer, die mutvoll den Gefahren des Ozeans trotzen, erkannten sehr wohl, daß ihnen weit größere Gefahr als auf offenem Meere hier in jener

Strecke der Nordsee entgegähte, die Schleswigs westliche Küste bespült; zahllose Fahrzeuge strandeten dort bereits, wenn es ihnen in stürmischer Nacht nicht gelang, einen geschützten Ankerplatz zu erreichen, oder wenn die Wut des empörten Elements sie gegen eine der größeren oder kleineren Inseln, die sich an jenem Punkt befinden, schleuderte.

„Halloh!“ tönte jetzt eine kräftige Stimme vom Steuer her, „ich glaube die Werfte des Einsiedlers auf der Hallig zu erkennen. Frisch Burschen, Gott mit uns! wenn nur die Masten

halten. —! Was wollen Sie auf Deck, Herr Baron?“ unterbrach er sich selber in ziemlich rauhem Ton; „hier ist kein Platz für Sie!“

Dieser Zuruf galt einem jungen, schlanken, in einen dicken Rock gehüllten Mann mit blonden Haaren, der die Treppe, die von der Kajüte auf das Deck führte, emporgeschwankt war und mühsam an jeden Gegenstand sich festklammernd, bis zum Steueremann vorgearbeitet hatte.

„Niels, ich ersticke unten! Auch sendet mich die junge Dame; Frau Bernheim ist in Todesangst. Sie gelten als der Besonnenste der ganzen Mannschaft; von Ihnen will ich's hören: sind wir in Gefahr, in Lebensgefahr?“

„Wenn die Masten halten, und Gott uns nicht verläßt, dann nein!“ entgegnete der junge Steueremann; „s wäre wohl schrecklich für den vornehmen Herrn, dahin fahren und sich den Tod im Salzwasser trinken zu müssen — und all die Herrlichkeiten der Residenz hinter sich zu lassen.“

Der Baron, der sich an der Ankerwinde geklammert hielt, schüttelte sich: war es

vor Frost, war es vor den vom Seemann angeregten Gedanken. „Aber Frau Bernheim!“ rief er alsdann dumpf.

„Hab' auch ein feins Liebchen auf der Hallig,“ erwiderte der Steueremann; „das für mich beten wird, dem ich treu blieb, obgleich ich seit zwei Jahren sie und die Heimat nicht gesehen. — Achtung, Herr, da kommt eine Sturzwellen!“

Der Baron klammerte sich mechanisch fester an, um der Gewalt des Wassers zu entgehen, das für einen Moment das Schiff überflutete und ihn trotz des dicken Ueberrockes bis auf die Haut durchnäßte.



Blick auf Mantua vom Minciodamm aus.

Zimmer dunkler wurde die Nacht, immer wilder der Sturm. Steuermann und Passagier waren verstummt; dahin flog das Schiff, von kundiger Hand geführt, durch die Wellenberge: stärker ächzten die auf das höchste angespannten Masten.

Wie stöhnte, wie klagte das in seinen Jugen krachende Schiff durch das Geheul des Sturmes; war es sein eignes Grablied, das schaurig, wie von Dämonen angestimmt, ertönte?

„Alle Beile zur Hand!“ schallte schrill des Kapitäns Sten-torstimme plötzlich; „kappt! um Gottes willen, Jungen, kappt!“

Der ihnen drohenden, äußersten Gefahr gewärtig, waren die Matrosen auf das Kommando vorbereitet. Krach — krach! und hernieder stürzte die Takelage mit den geblähten Segeln, halb auf das Hinterdeck, halb in das Meer. Aber noch ehe die Schwere des Teils, den sich die Wogen zum Opfer erkoren, das Fahrzeug nach sich zu ziehen vermochte, blinkten Aerte und Beile durch die Nacht.

Das Holzwerk war bis auf die Stumpfen mit mächtiger Wucht durchschnitten, und das ganze Segelwerk trieb schlapp, ein gedemüthigter Feind, auf den Meereshogen, die grollend ob der ihnen für jetzt noch entgangenen, besseren Beute das Schiff hoch empor schleuderten als ein elendes, der Gewalt der Stürme preisgegebenes Wrack.

Zu diesem Augenblick stürzte eine junge Dame auf das Verdeck; man konnte sie für ein Mädchen halten, wenn man nicht gewußt, daß Lydia Bernheim, obwohl erst im einund-zwanzigsten Jahre stehend, bereits Witwe eines bedeutend älteren Gatten war, der ihr und dem einzigen Sohne der kurzen Ehe ein beträchtliches Vermögen hinterlassen hatte.

Ein schwarzer, pelzgefütterter Samtmantel umhüllte die zarte Gestalt, die, des rauhen Regens nicht achtend, das Haupt mit den dunkelblonden, entfesselten Haaren unbedeckt trug. Sie war schön und erschien im gegenwärtigen Moment so wunderbar ergreifend seltsam, daß die ihr nahestehenden Seeleute, die sie zu erkennen vermochten, bei ihrem Anschauen fast der eigenen Gefahr vergaßen.

„Müssen wir sterben?“ rief sie angstvoll, die Hände zum Himmel erhebend; „müssen wir elend hier zugrunde gehen?“

Der Kapitän hatte, vereint mit dem Steuermann, einen Entschluß gefaßt.

„Die Schaluppe ist vom Mast zerschmettert,“ tönte sein Kommando.

„Boot nieder! Zwei Mann vor! — Passagiere vom Schiff!“

„Um Gotteswillen!“ rief die Witwe, des Barons Arm umklammernd, „wir sollen fort vom Schiff? dem Meere uns anvertrauen im leichten zerbrechlichen Kahn? Das wäre Wahnsinn!“

„Und hier bleiben — Tod!“ entgegnete der junge Mann düster. „Der Steuermann kennt das Wasser; — es ist möglich, daß er uns zu einer der Halligen bringt; es bleibt uns kein anderes Mittel zur Rettung, gnädige Frau.“

„So sei's gewagt!“

„Passagiere in die Zolle!“ befahl der Kapitän dringender. Glücklicherweise waren der Baron von Waldenow und Lydia Bernheim, beide von Suxum kommend, die einzigen Passagiere der „Sduna.“

Mit Gewandtheit hatte, von zwei Matrosen gefolgt, Niels, der Steuermann, die Zolle bestiegen, die vom Spiegel des Schiffes niedergelassen war. Auf und nieder flog das leichte Fahrzeug, und so oft sich des Barons Fuß hob, den verhängnisvollen Sprung zu wagen, schleuderte eine Welle in demselben Augenblick das Boot weit von der Stelle, die es nur mit Kampf und Mühe wieder erreichte, und war es den mutigen Führern gelungen, die Zolle bis an die Schiffswand zu bringen, so lähmte die Furcht den Schritt der vornehmen Leute. Der Kapitän machte dem Zaudern ein Ende. Er warf um Lydias zarte Gestalt ein Seil, einer der Matrosen folgte bei dem willenlosen Baron diesem Beispiel, und schon im nächsten Augenblick fühlten sich beide Passagiere niedergelassen und in der Zolle geborgen.

„Hoi,“ tönte es zum Schiff empor. Die Seile wurden hinaufgezogen.

„Mit Gott! — Gedenket unser!“ rief es durch Nacht und Sturm, und dahin flog das leichte Boot; trug es zum Leben oder zum Verderben? Die Ruderer selber mußten es ja nicht, nicht einmal Niels, der abermals das Steuer übernommen

hatte und die Richtung nur in der Dunkelheit inmitten der Wasserberge zu ahnen vermochte. Mehr als eine Stunde verstrich so in der Angst der Zweifel. Am Boden der Zolle saßen der Baron und Lydia, von den fortwährend das elende Fahrzeug überstürzenden Wellen durchnäßt. Die Blicke der Passagiere starrten auf den Steuermann, der ihre ängstliche Fragen durch Schweigen abgewiesen hatte. Plötzlich wurde der Schlag der Wellen kürzer, ein schmaler Streif hohler gehender Wogen bot sich Niels auf das Neuzerste angespannten Blicken dar.

„Eine Einfahrt, — Gott sei gelobt!“ rief des Steuermanns Stimme; es war das erste Mal, daß ein Wort außer den unumgänglich notwendigen des Kommandos aus seinem Munde ertönte. „Nicht mehr verzagen — vorwärts Jungen!“

Hastiger griffen die bis zum Tode erschöpften Ruderer aus, — die Hoffnung auf Rettung elektrifizierte und stählte von neuem ihre Sehnen.

„Sind wir der Gefahr entronnen?“ wagte der Baron schüchtern die Frage.

„Wenn der Leute Kraft nicht erlahmt, wenn wir so rasch vorwärts können als der Wogenschwalm uns wieder zurückwirft, ja,“ lautete die Antwort. „Wir sind an der Einfahrt zu einer Halligwerfte — und dort — ja das ist ein Licht — das Haus des Einsiedlers — frisch, Jungen! wir sind gerettet — man bringt uns Hilfe!“

Eine von der Wellenströmung unterstützte Wendung des Bootes ward ausgeführt, und plötzlich verstummte das Brausen des Windes; wie aus weiter Ferne drang sein Stürmen an das Ohr der Leute im Boot, und die Wogen, die eben noch unbändig dräuenden, die ein stolzes Schiff der Vernichtung geweiht hatten, kränkelten sich sanft und schmeichelnd um den Kiel der Zolle, als hätten sie um Verzeihung.

Und nun flimmerten Lichter über den Häuptern der Bootfahrer. Das nahe Land zeichnete sich deutlicher ab, und man gewahrte ein paar Gestalten am Strande.

Es war der Einsiedler von der Hallig, welcher mit noch mehreren Strandbewohnern der Küste zugeeilt war, um den mit den Wellen kämpfenden hilfsreich beizustehen.

Blitzschnell trugen die Leute die ohnmächtige Lydia auf Geheiß ihres Anführers in das nahe gelegene Haus desselben, das schmucklos aber in bester Ordnung nahe am Strande gelegen war.

Man brachte die Dame in ein zu ebener Erde gelegenes Zimmer, dessen Inneres wohl peinlichste Sauberkeit, sonst aber keine allzu elegante Einrichtung aufwies. Im hinteren Teile der Stube stand ein Piano. Auch der Besitzer des Hauses trat ein und nachdem er sich überzeugt, daß die Männer der Erschöpften ein bequemes Lager bereitet hatten, gab er Weisung, Sella, die in einem benachbarten Hause wohnte, herbeizurufen, damit diese Lydia entkleide, und sorgsame Pflege angebeihen lasse.

Ein Blick innigster Dankbarkeit aus Lydias Augen traf Barfeld, dessen bleiche Wangen auf Augenblicke ein leichtes Rot überzog. Er war ein Mann anfangs der dreißiger Jahre, von hoher Figur, sein feingeschnittenes Gesicht war umrahmt von einem langen, schwarzen Vollbart, aus seinen Augen strahlte Milde und Geistesstärke.

Sella war schnell zur Stelle und nachdem sie der Dame heißen Tee und warme Decken gereicht, verfiel ihre Pflegebefohlene in langen, anhaltenden Schlummer.

Den Baron hatte man in ein zweites zu ebener Erde gelegenes Zimmer des Hauses gebracht; in der traulich erwärmten Stube vergaß er schnell die eben ausgestandene große Angst.

Niels hatte sich zu ihm gesellt und nachdem Lydia der augenblicklichen Pflege Sellas nicht mehr bedurfte, erschien auch letztere, um ihren Bräutigam zu begrüßen.

Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke des Barons auf der lieblichen Gestalt der Halligbewohnerin, deren feingeschnittenes Profil im Gegenjatz zu den derben Gesichtszügen der Ortseinwohner stand.

„Wie alt bist Du?“ frug der Baron das Mädchen, „und warst Du stets in dieser Einsamkeit?“

„Ich bin um Einiges jünger als die vornehme Dame, mit welcher Sie in dieses Haus kamen, diese hat sicher manche Menschen und Städte gesehen; ich kenne wenig mehr als diese Stätte, das ist eben unser Geschick.“

„Und möchtest Du nicht auch Welt und Menschen sehen?“ fuhr der Baron weiter fort; „wünschst Du niemals die Ge-

nüsse einer großen Stadt kennen zu lernen? Weißt Du, daß Du zu schön bist, auf diesem Fleck Erde zu verkümmern?"

Niels hatte mit dem Ohre der Eiferjucht das kurze Gespräch behorcht; jetzt trat er zu Sella und schnitt dadurch die Antwort des jungen Mädchens ab.

"Ich gehe zu Deiner Mutter, die Kleider für die Dame zu holen," sagte er. "Alsdann suche ich meine Hütte auf, denn auch mich verlangt nach Ruhe. Es wird mir dort recht einsam vorkommen, Sella; aber ich werde von Dir träumen. Gute Nacht, mein Mädchen," und er neigte sich flüsternd zu ihrem Ohr, — "nicht wahr, das zimperliche Herrchen ist ein Laffe?"

Sella erhob ihre Augen zu Waldenow, dessen feines, aristokratisches Antlitz eben dem Herrn des Hauses zugewandt war; dann ließ sie ihre Blicke auf Niels gutmütigen, aber ziemlich plumpen Zügen ruhen. Der Vergleich mußte notwendig zum Nachteil des armen Burschen ausfallen. Sie wandte sich schweigend ab.

Eine halbe Stunde herrschte tiefe Stille in dem kleinen Hause auf der Werste. In fieberhaftem Schlummer atmete Lydia, zu ihren Füßen hatte Sella sich ein Lager bereitet, und in der Kammer des Hausbesizers ruhte der Baron von Waldenow in tiefem, schwerem Schlaf, dessen Traumbilder ihm ein liebliches Mädchenantlitz vor die Seele führten, das zu ihm aufschaute und dessen Mund flüsterte: "Laß mich hier nicht verkümmern; hier muß ich vergehen in ungestilltem Sehnen."

Draußen aber auf der kleinen Werste stand Leo Barfeld, den die Matrosen den "Einsiedler der Hallig" genannt hatten.

Der Sturm hatte sich gelegt; am Himmel färbten sich die Wolken lichter und schüchtern wagte sich hin und wieder ein Sternlein durch die dichten Massen, als wolle es den Leichen da unten im tiefen Meeresgrunde zuglänzen und sie emporklinken zu schöneren Höhen.

Aus der Ferne wogte und schäumte, wenn auch beruhigter, noch immer das Meer; so flutete es in wildem Ungeflüm durch des einsamen Mannes Seele.

"Gott, allmächtiger Gott," jagte er halb laut, und fast schaurig klang es durch die nächtliche, nur von dem Gellärm der Elemente unterbrochene Stille, "nur diese Prüfung nimm von mir; ich glaube meine Leidenschaften tot, erstickt in den sechs Jahren der Einsamkeit, die ich mir als Buße auferlegt, — und nun spricht mein Herz mit unwiderstehlicher Macht; nun zieht mich ein unseliges Verhängnis zu jener Frau hin, die in ihrem Antlitz eine Spur seiner Züge trägt, meines Hermanns Züge, des durch mich Geopferten. — Nie zog bisher die Liebe in meine Seele, selbst den Haß gegen Waldemar von Herbach glaubte ich im stillen Frieden dieses Eilandes verlernt zu haben, und plötzlich kommt eine Stunde, eine einzige, und wirft mich mitleidslos in den Strudel wallender Gefühle. Ein Dasein der Buße wollte ich einer unfreiwilligen, unheilvollen Tat weihen; — und Du, unverföhnter, blutiger Geist des lang Beweinten, ist Dein Fluch noch nicht gelöst? begehrt Du, daß ich Dir noch mehr der Opfer bringe?"

Er hielt inne, als warte er auf Antwort; aber nur die Woge brandete zu seinen Füßen, und freischend flatterte ein Nachtvogel über seinem Haupte dahin.

Noch einen langen Blick warf er auf das schwach erhellte Fenster des Erdgeschosses, worin er die Gerettete unter Sellas Obhut mußte. — "Lydia!" flüsterten fast zagend seine Lippen. Dann schritt er geräuschlos die Stiegen empor und betrat sein Schlafgemach, wo in der Nähe des Barons, dem er sein Bett eingeräumt hatte, für ihn selber ein einfaches Lager aufgeschlagen war.

(Fortsetzung folgt.)

Vertrauen zu Maria.

(Nachdruck verboten.)

Wie die Nachtwiole schweigend
Ihren Kelch der Sonne schließt,
Vor der gold'nen Glut sich neigend,
Die in Strahlen niedersiebt —

Schaut der Mond zur Erde nieder,
Breitend seinen Silberflor,
Hebt die Nachtwiole wieder
Ihr verschämtes Haupt empor.

Beugt die schuldbewusste Seele
Sich vor Gottes Majestät,
Weil sie voller Schuld und Fehle
Nicht vor solchem Glanz besteht.

So erschließt mein Herz erglühend
Sich vor Dir Maria, ganz,
Gleich der Nachtwiole blühend
In des Mondes Silberglanz. —

Köln am Rhein.

Joh. Stader.

Mantua.

(Hierzu drei Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Die sehr alte oberitalienische Bischofsstadt Mantua wird von dem seeartig ausgebreiteten Mincio umflossen und zählt etwa 30 000 Einwohner, darunter ein Drittel Juden. Die Stadt, eine Gründung der Etrusker, war die Heimat des Dichters Virgilius, nahm aber erst im Mittelalter einen bedeutenden Aufschwung. Ihren höchsten Glanzpunkt erreichte sie unter der Herrschaft der Herzöge von Gonzaga, bei welchen die Liebe für Kunst und Wissenschaft erblich war. Der letzte Herzog ergriff im spanischen Erbfolgekrieg die französische Partei, worauf er in die Reichsacht erklärt und sein Land von kaiserlichen Truppen in Besitz genommen wurde (1707).

Seitdem blieb Mantua bei Oesterreich, mit Ausnahme des Zeitraums von 1797—1814, in welchem es einen Bestandteil der cisalpinischen Republik und später des Königreichs Italien bildete. Im Jahre 1866 kam es an Piemont und damit an das neu-geschaffene Königreich Italien. Natur und Kunst haben die Stadt, die durch ihre sumpfige Umgebung äußerst ungesund ist, zu einer der stärksten Festungen gemacht, die in dem ersten italienischen Feldzuge Napoleons, sowie in dem Kriege des Jahres 1848 eine große Rolle spielte. Von März bis Juli 1848 ward Mantua durch die Piemontesen belagert und am 18. Juli desselben Jahres fand hier eine Schlacht zwischen diesen und den unter der ruhmreichen Führung des greisen Feldmarschalls Radetzky stehenden Oesterreichern statt.

Zahlreiche uns vertraute Namen sind mit der Geschichte der Stadt Mantua verknüpft. So soll der römische Krieger Longinus, welcher die Seite Christi mit der Lanze durchstach, das Licht des Christentums nach Mantua gebracht haben und hier gestorben sein. Außerdem habe er von der Erde vom Kalvarienberg, welche von dem Blute des Erlösers getränkt worden, dorthin gebracht; dieselbe wird jetzt noch als größtes Heiligtum der Stadt in der Kirche S. Andrea aufbewahrt. Von Karl dem Großen wurde die Stadt befestigt. In ihren Mauern wurde am 9. März 1568 der heilige Moysius von Gonzaga geboren und vom Ausgang des 15. Jahrhunderts an waren lange Zeit die Bischöfe Mantuas fast sämtlich aus dem Hause Gonzaga. Auch aus der Geschichte des Tiroler Freiheitshelden Andreas Hofer ist Mantua bekannt; derselbe wurde hier am 20. Februar 1810 von den Franzosen erschossen. Aus der neuesten Zeit kann die Stadt den Ruhm in Anspruch nehmen, die Wirkungsstätte eines Mannes gewesen zu sein, der dem katholischen Erdkreis teuer ist: der 63. Bischof Mantuas war Joseph Sarto, der heute als Papst Pius X. die Kirche Christi regiert.

Außerdem ist Mantua der Schauplatz der Tätigkeit zweier Maler, die zu großem Ruhme gelangt sind. In den Diensten des Lodovico Gonzaga stand Andrea Mantegna (gest. 1506), dessen Hauptwerk aus früherer Zeit die Kirche Degli Ermitani in Padua enthält. Der hervorragendste Schüler Raffaele, Giulio Romano (gest. 1546), fand in Mantua seine zweite Heimat und einen so reichen Wirkungskreis als Baumeister und Maler, daß Mantua die "Stadt des Giulio Romano" genannt wurde.

Wenn man vom Minciodamme die Stadt überblickt, macht sie mit ihren alten Kirchen und Palästen einen hervorragenden Eindruck. Das Leben innerhalb ihrer Mauern ist indessen bedeutend weniger lebhaft, als in anderen italienischen Städten, obgleich Mantua an Kunstschatzen und geschichtlichen Erinnerungen ungewöhnlich reich ist. Die Reisenden meiden den längeren Aufenthalt in der Stadt wegen des ungesunden Klimas und der großen Mückenplage. Petritt man die Stadt durch die Porta San Giorgio, so überblickt man mit einem Blick fast alle bedeutenderen Gebäude, vor allem rechts das altersgraue Castello di Corte, die Wiege der Macht des Hauses Gonzaga. Das Kastell ist durch einen überdeckten Gang mit der Reggia oder Corte Reale, dem Residenzschlosse der Herzöge von Mantua, verbunden. Der stolze, zinnengekrönte Bau, den unsere Abbildung zeigt, wurde schon im Jahre 1302 durch Guido Monacossi begonnen. Im Auftrage Friedrichs II. von Gonzaga veränderte ihn Giulio Romano und schmückte ihn mit berühmten Wandmalereien. Den Speisesaal im oberen Stock zieren sinnbildliche Figuren der Flüsse und Seen um Mantua; aus den Fenstern sieht man auf einen herrlichen Garten in derselben Höhe. Aus der Reihe der zahlreichen Säle und Gemächer erwähnen wir ferner den Tierkreisssaal, so genannt nach der Darstellung der Bilder des Tierkreises von Giulio Romano und das mit Gemälden

von der Hand desselben Meisters gezierte Gemach der Isabella d'Este, der schönen und geistvollen Gemahlin Giovanni Francescos III. Der alte Herzogspalast dient heute teilweise als Kaserne.

Die dem heiligen Petrus geweihte Domkirche ist eine nicht sehr große fünfchiffige Säulenbasilika mit hoher Kuppel; an beiden Seiten befinden sich noch zwei Reihen gekuppelter Kapellen. Die Bauart der Vorderseite sticht seltsam ab von dem gewaltigen

Eine gute Mutter.

Nach dem Spanischen von R. Speyer.

(Nachdruck verboten.)

Sie sehen, teure Freundin, daß ich sofort auf Ihren Wunsch herbeigeilt bin. Fehlt Ihnen etwas, sind Sie krank?"

„Ich weiß nicht recht, Doktor. Aber ich habe Magenschmerzen. Und dann die Füße wollen nicht mehr so recht vom Fleck. Vor fünfzehn Jahren konnte ich doch noch so gut gehen. Jetzt aber bin ich gleich immer müde. Außerdem sind auch Appetit und Schlaf bei mir recht schlecht.“

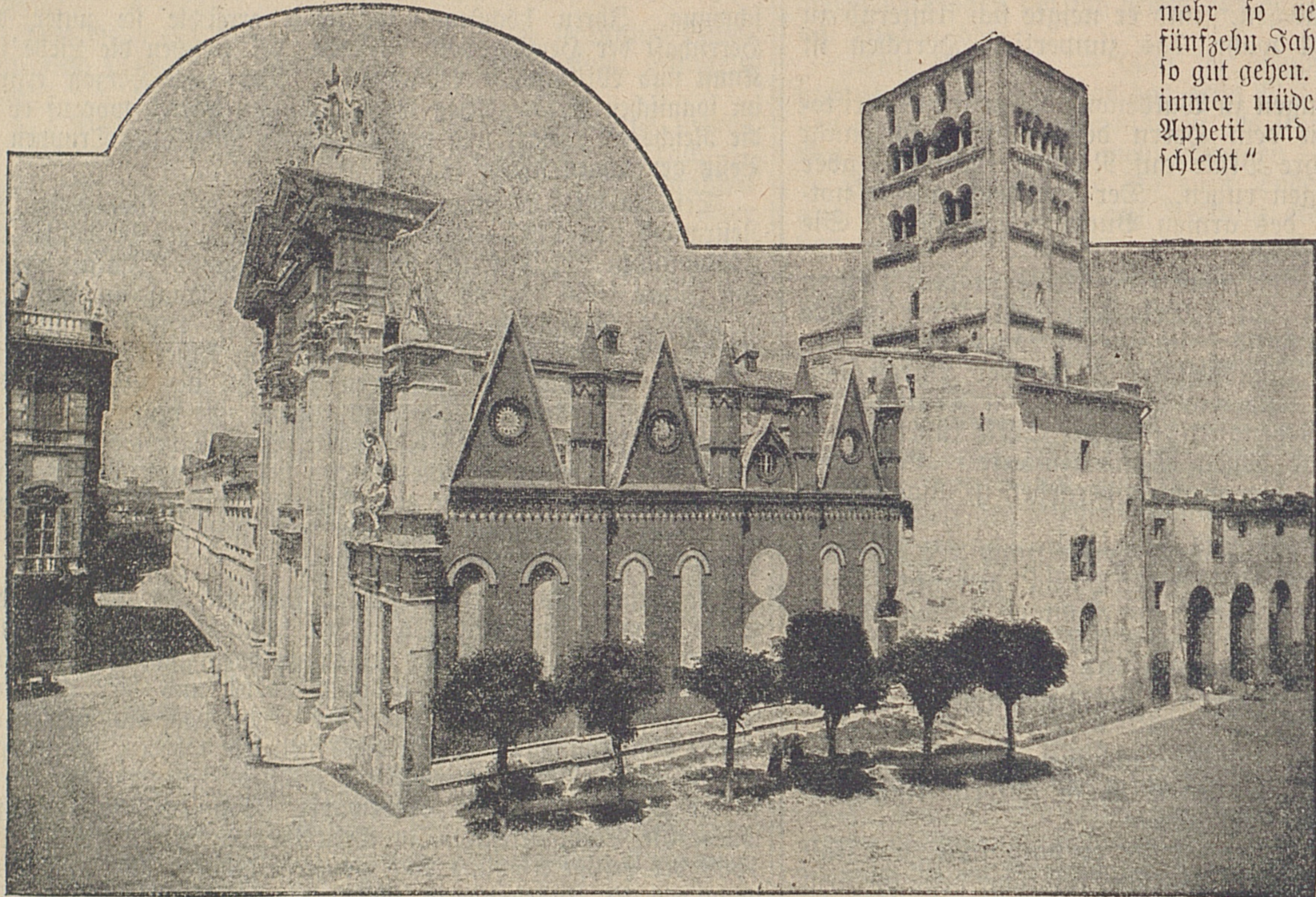
„Nicht möglich, meine Gnädigste, Sie sehen ja vorzüglich aus!“

„Das will nichts heißen. Ich verzehre mich innerlich. Und wissen Sie warum? Weil ich allein lebe und weil es mir an Zerstreuung fehlt?“

„Aber Sie haben doch eine verheiratete Tochter!“

„Ach, Doktor, da legen Sie gerade den Finger in die Wunde. Sie ist es eben, die die Schuld an dem allen trägt.“ — „Ich verstehe nicht . . .“

„Doch, doch! Ihnen, meinem Freund, kann ich mich doch wohl anvertrauen. Sehen Sie, meine Tochter



Die Domkirche San Pietro in Mantua

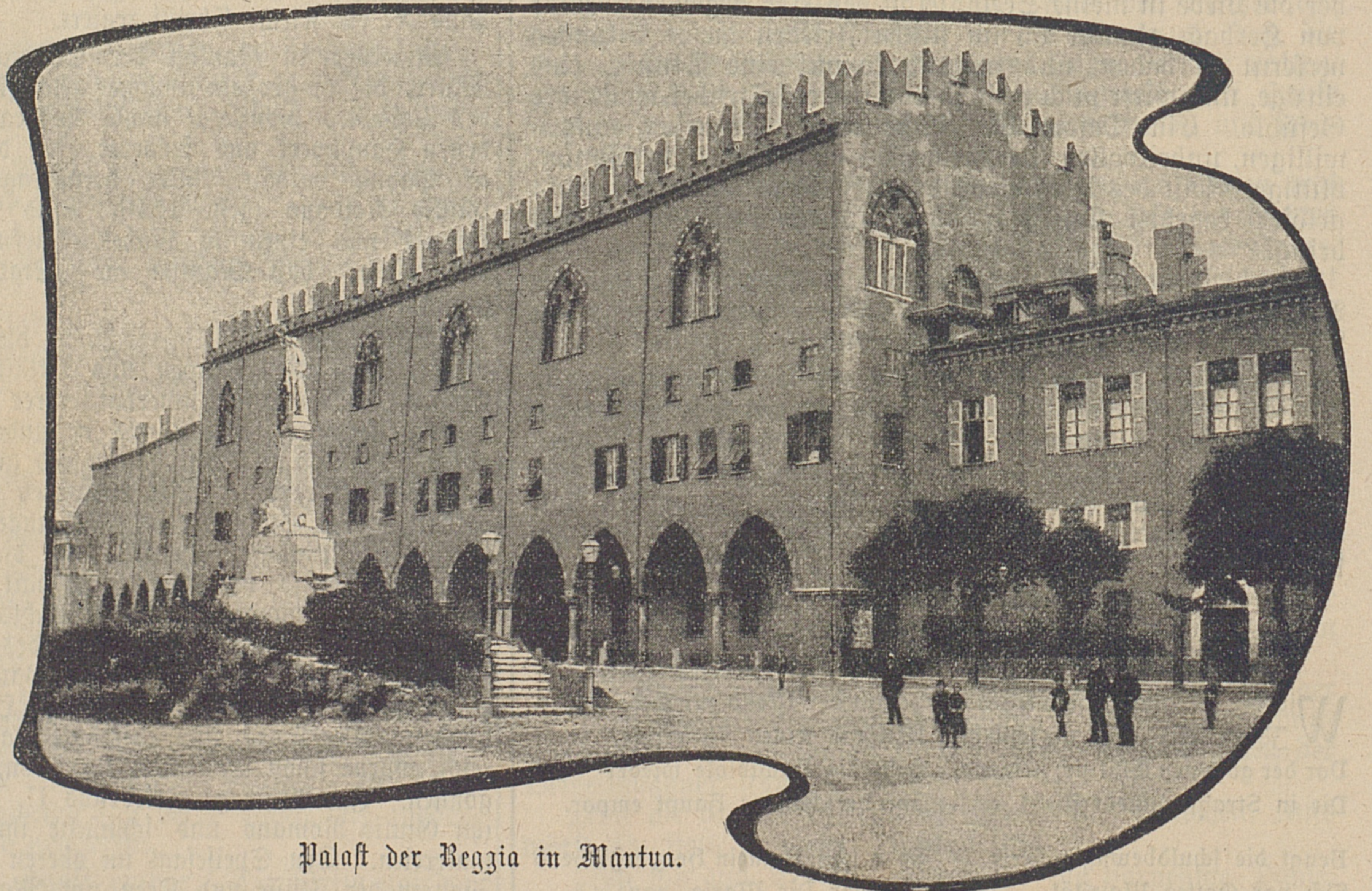
unvollendet gebliebenen romanischen Glockenturm; derselbe ist sehr alt, während der übrige Teil der Kirche im 16. Jahrhundert von Bertani nach dem Entwürfe Romanos äußerst geschickt mit Benützung des Vorhandenen umgebaut wurde. Das Innere der Kirche ist reich mit Malereien geschmückt und ist besonders die schön getäfelte Decke bemerkenswert. Unter dem Hochaltar ruht der Leib des heiligen Anselm von Lucca, der im Jahre 1086 zu Mantua starb und als Schutzpatron der Stadt verehrt wird.

Außer der Domkirche gibt es in Mantua noch 18 Pfarrkirchen, unter denen die in großartigen Verhältnissen nach den Entwürfen des Florentiners erbaute St. Andreaskirche die bedeutendste ist. Alle Kirchen enthalten merkwürdige Grabmäler und viele Kunstwerke, besonders von Giulio Romano, der auch die Andreaskirche mit herrlichen Wandmalereien geschmückt hat. Noch besonders zu erwähnen ist die berühmte Wallfahrtskirche Madonna della

Grazie, die im Jahre 1399 errichtet wurde. Sie befindet sich am Westen des oberen Sees von Mantua und zählt zu den größten Marien-Wallfahrtsorten Italiens, wohin jährlich 80 000 bis 100 000 fromme Väter aus der ganzen Lombardei pilgern.

ist ein undankbares Geschöpf. Sie lebt nur für ihren Mann und ihre Kinder und kümmert sich kaum noch um mich. Vor einiger Zeit, als sie ihr neues, großes Haus bezogen, da hegte ich die Hoffnung, sie würde mir darin eine Etage anbieten, ich könnte dann doch mein

Leben so angenehm im Kreise der meinigen beschließen. Aber das ist ihr gar nicht einmal in den Sinn gekommen. Nein, sie kommt nur zweimal in der Woche zu einem flüchtigen Besuch zu mir. Dabei erzählt sie mir aber nichts von dem, was in ihrem Hause vorgeht, und nach kaum einer halben Stunde ist sie bereits



Palast der Reggia in Mantua.

wieder verschwunden.“ — „Das verstehe ich aber gar nicht! Inbezug auf die Liebe erntet man doch gewöhnlich das, was man gesät hat. Sind Sie ihr denn keine gute Mutter gewesen?“

„Aber selbstverständlich! Meiner Tochter hat es niemals auch mir am geringsten gefehlt! Für ihre Erziehung war mir kein Opfer zu groß. Und nun sehen Sie, wie ich dafür belohnt werde.“

„Das ist allerdings für Sie ein sehr trauriger Fall! Ein Wesen, das Sie, wie Sie sagen, mit der größten Aufopferung erzogen, das Sie wohl auch selbst genährt haben . . . Ich vermute, ich täusche mich darin nicht.“

„Nein, Doktor, ich war bleichsüchtig — das ging also nicht.“

Und außerdem wünschte mein Gatte, daß ich an allen großen Gesellschaften teilnehmen und auf keinem Ball fehlen sollte. Wir schickten das Kind deshalb nach Bourgogne zu einer vorzüglichen Nanne. Mein Mann und ich besuchten es auch zweimal im Jahr. Sie können mir glauben, daß sie dort wie eine Prinzessin gehalten wurde.“

„So — aber dann, dann nahmen Sie sie doch zu sich?“

„Aber nein, Doktor, wir glaubten, die Landluft wäre ihr viel zuträglicher. Einmal, als wir sie nach Paris geholt hatten, um einen Tag mit uns zu verleben, weinte sie unaufhörlich. Wollen Sie mir glauben, daß sie lieber bei ihrer Nanne war, als bei mir?“

„Aber — als sie nun in das schulpflichtige Alter kam, da haben Sie sie doch wohl zu sich genommen und sie unter Ihrer mütterlichen Aufsicht im Hause unterrichten lassen?“

„Ich zog es vor, sie in einem Institut auf dem Lande unterzubringen. Obgleich dort ausgezeichnet für sie gesorgt wurde, ließ ich sie doch noch Leberthran und alle möglichen anderen

Medikamente nehmen, die mich ein Vermögen kosteten. Ich sagte Ihnen ja schon, Doktor, daß mir für die Erziehung meiner Tochter kein Opfer zu groß war. Und das alles hat das undankbare Geschöpf ganz vergessen.“

„Und haben Sie sie damals häufig besucht?“

„O, in jedem Monat einmal. Aber späterhin, als Julia in das Kloster des Heiligen Herzens kam . . .“

„Haben Sie Ihre Besuche eingestellt? . . .“

„Ja — notgedrungen. Da die Böglinge mir während der Erholungsstunden Besuche empfangen durften, wollte ich sie nicht des Vergnügens berauben, mit ihren Gefährtinnen zu spielen.“

„Aber in den Ferien . . .“

„Da ließ ich sie mit der Jungfer in den Zirkus gehen oder

schickte sie zu ihrer Tante oder zu ihren Vaten, die sie sehr gern hatten und die sie stets auf das freundlichste empfingen . . .“

„Ja — und wie alt war sie, als Sie sie aus dem Kloster nahmen?“

„Achtzehn Jahre. Und mein Mann und ich haben uns gleich alle Mühe gegeben, ihr einen Gatten zu suchen. Es gibt, wissen Sie, viele Mütter, die sich gar nicht um die Zukunft ihrer Kinder kümmern — aber ich habe ganz anders gehandelt, die Versicherung kann ich Ihnen geben . . . Von dem Wunsche be-seelt, einen idealen Schwiegerohn für sie zu finden, sprach ich aller Welt von meiner Tochter, und Julia war kaum drei Monate im Hause, als man auch schon um ihre Hand anhielt.“

„Und haben Sie Erfindungen über den künftigen Gatten Ihrer Tochter ein-gezogen?“

„Ach, das war unmöglich. Sein Vermögen bestand aus einem Hause in Paris, und das genügte uns neben der Mitgift, die sie von uns bekam.“

„Aber haben Sie sich denn nicht nach seinen Neigungen, seinem Charakter und seiner Erziehung erkundigt?“

Das sind sehr zarte Punkte, mein Freund, wissen Sie. Ich gehöre nicht zu jenen Müttern, die ihren Töchtern den eigenen Geschmack aufzudrängen versuchen. Ich habe mich damit begnügt, zu ihr zu sagen: „Liebes Kind, dieser Herr hält um deine Hand an, wenn er dir gefällt, sage es mir frei und offen.“ Und das Kind erwiderte mir: „Es ist mir gleich, ob es dieser oder ein anderer ist. Das einzige, was ich verlange, ist, daß er mich nicht zwingt, weiter Klavierstunde zu nehmen.“ Sie können sich denken, Doktor, wie wir uns über diese Neuerung amüsiert haben. Vier Wochen darauf wurde dann die Hochzeit gefeiert.“

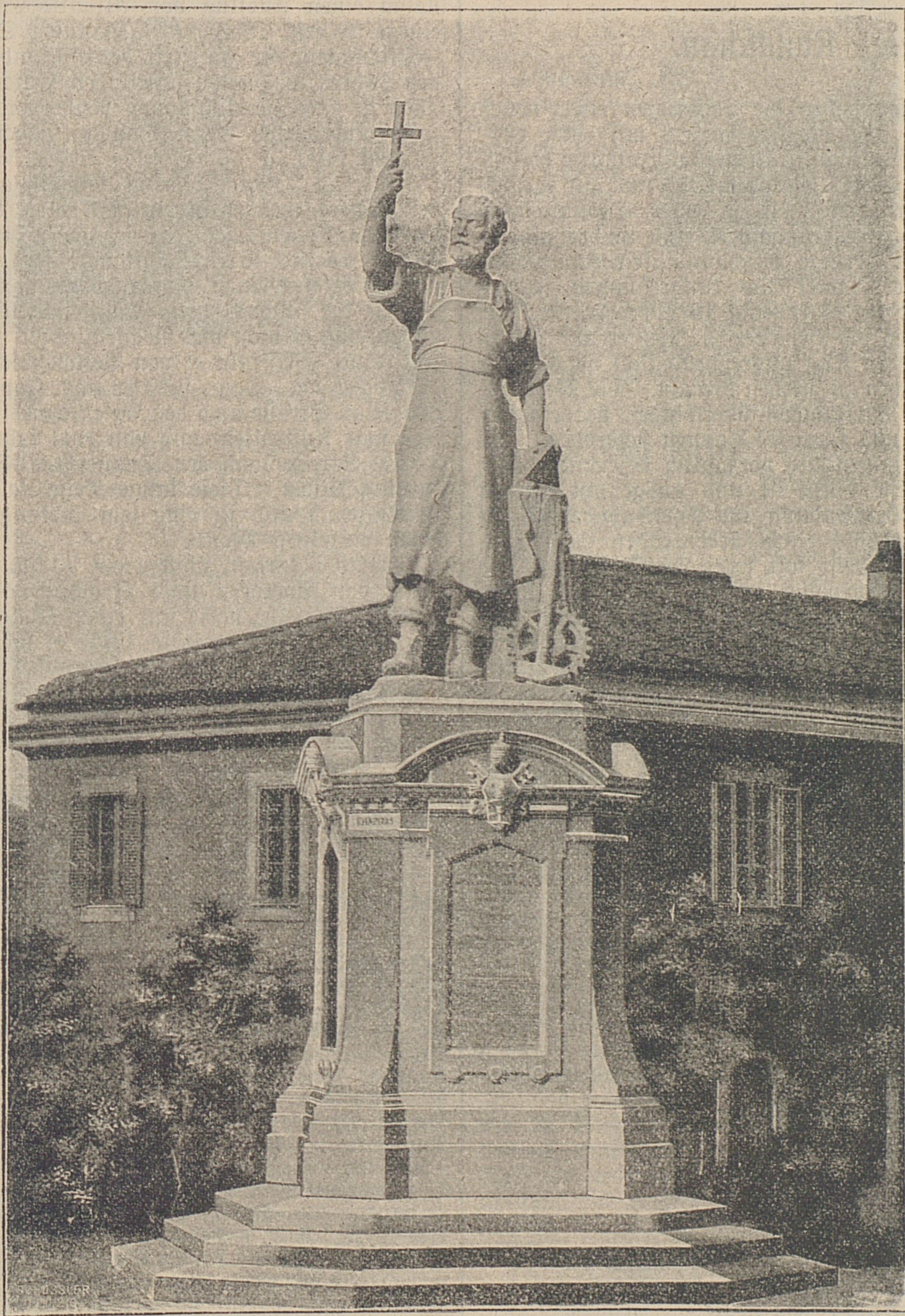
„Vier Wochen darauf?“

„Ja, gewiß; wir beeilten uns ein wenig, weil ich am elften Juni — erinnern Sie sich denn nicht mehr — zu einer Badekur in die Pyrenäen reisen mußte.“

„Wie die Zeit vergeht! Das sind nun schon fünf Jahre! Aber gewiß — mag es nun sein, wie es will, Ihre Tochter braucht jedenfalls nicht zu bereuen, was sie getan hat, denn wie Sie mir sagen, ist sie doch sehr glücklich.“

„Sehr, sehr — und dafür mußte sie mir doch wahrhaftig sehr dankbar sein. Aber, kein Gedanke, lieber Freund! Sie können sich von der Undankbarkeit meiner Tochter gar keinen Begriff machen. Und das nach allem, was ich für sie getan habe . . . können Sie sich das vorstellen? . . .“ Und entrüstet fuhr die alte Dame nach einer kleinen Pause fort:

„Sie behandelt mich fast wie eine Fremde. Vergißt und



Das Arbeiter-Denkmal für Papst Leo XIII. in Rom.

vernachlässigt mich und zwingt mich, einsam und allein zu leben, statt mich in ihr Haus zu ziehen, um ihre Mutter zu zerstreuen, zu pflegen und zu trösten, wenn ich verstimmt bin, mein Alter durch Liebe und Zärtlichkeit zu verschönern, mir ihr Herz weit zu öffnen, alles das zu tun, was doch die Pflicht einer guten Tochter ist.“

„... Besonders, wenn es sich doch um eine so aufopfernde Mutter handelt wie Sie, um eine Mutter, die alle ihre Gedanken, all ihre Gefühle, ja ihr ganzes Leben der Tochter geopfert hat, wie Sie sagen. Da lassen sich allerdings für eine derartige Undankbarkeit keine Worte finden.“ — „Das sage ich ja auch, Doktor...“

„Sie sehen also, meine Gnädigste, wir können vollkommen überein...“ — Der alte, weltkluge Arzt bestätigte es mit spöttischem Lächeln und ironischer Verbeugung.

Kleine Rundschau.

29. Juni 1904.

In technischen Kreisen haben die Leistungen einer neuen Petroleum-Lokomotive, die seit kurzem auf einer englischen Eisenbahn im Gebrauch ist, lebhaftes Interesse hervorgerufen. Einstweilen dient die Lokomotive nur zur Transportierung von Güterwagen zwischen einer Endstation in London und einem großen Fleischmarkt, und ist deshalb die Maschine nur auf eine geringe Geschwindigkeit eingerichtet. Sie hat drei Zylinder, macht 450 Umdrehungen in der Minute und entwickelt zur Bremsung 18 Pferdekkräfte. Bei der Lokomotive befinden sich Behälter für Wasser und Petroleum, die für den ganzen Tag ausreichend sind, so daß der Betrieb nicht unterbrochen zu werden braucht. Die Maschine, welche auch erhebliche Steigungen überwindet, hat ein Gewicht von 12 Tonnen und kann 50 Tonnen befördern. Bis jetzt werden ihre Leistungen als vorzüglich bezeichnet. Da, wo das Petroleum sehr billig ist und ausgenutzt werden kann, bedeutet seine Verwendung im Eisenbahnbetrieb an Stelle der Kohle jedenfalls einen bedeutenden Fortschritt.

Wie der menschliche Geist fast wertlose Stoffe um das Hundertmillionenfache wertvoller macht, ergibt eine interessante Berechnung, die man mit der Pechblende und dem Glas angestellt hat. Die kleinste Mikroskoplinse, welche von einer optischen Werkstätte in Jena hergestellt wird, wiegt nur 0,0017 Gramm; diese Linse wird einzeln nicht verkauft, aber bei beschädigten Exemplaren zum Preise von 20 Mark erseht. Der Preis für ein Kilogramm solcher Linsen würde sich demnach auf 13 Millionen Mark stellen, während ein Kilo Glasmasse, wie man solche zur Anfertigung jener kleinsten aller Linsen verwendet, 15 bis 20 Pfennig kostet!

Kein Edelmetall kann an Kostbarkeit mit dem Radium wetteifern, das pro Kilo 20 Millionen Mark kostet und aus der ebenfalls fast wertlosen Pechblende hergestellt wird. Pechblende und Glas haben demnach durch die Arbeit des menschlichen Geistes in ganz unverhältnismäßiger Weise an Kostbarkeit gewonnen.

Ein englisches Blatt weist darauf hin, daß das Radium für die Post schwierig zu befördern sei, da es mit Gegenständen in Berührung kommen kann, die durch die Strahlen beschädigt werden können. So werden insbesondere photographische Platten und Bromidpapier unbrauchbar gemacht, wenn sie nur wenige Augenblicke innerhalb eines Meters Abstand von einem Paket liegen, das nur einen kleinen Bruchteil Radium enthält. Möglicherweise werden die Postbehörden es für nötig finden, daß alle Pakete, die Radium enthalten, mit einer Aufschrift versehen sind, damit sie von Paketen mit photographischen Gegenständen ferngehalten werden.

Tollkühne Seereisen.

(Nachdruck verboten.)

Von Zeit zu Zeit werden staunenerregende Reisen in kleinen Booten oder Schiffen, welche alle Welt für völlig ungeeignet für solche Reisen erklären würde, unternommen. Vor einigen Jahren unternahmen zwei Reisende eine Wettfahrt von Boston nach England in Schiffen, die Mermaid (Meermädchen) und Sea Serpent (Seeschlange) hießen. Das letztere war 14 Fuß 11½ Zoll lang, hatte einen Kiel von 13 Fuß 5 Zoll Länge, 5 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe; etwa 320 Pfund Blei waren mitten am Kiel befestigt.

Kapitän Lawlor war Führer dieses Schiffes und bildete zugleich die ganze Mannschaft desselben; Nachts zog er eine gute Laterne auf und legte sich dann schlafen; das Schiff überließ er seinem Schicksal. Eines Tages fiel er über Bord,

aber da er ein Seil um den Leib hatte und das Wetter gemäßig war, konnte er wieder an Bord gelangen.

Die „Mermaid“ wurde von Kapitän William Andrew geführt und war 15 Fuß lang. Das Schiff befand sich wiederholt in Gefahr unterzugehen; einmal lag es ganz um, richtete sich jedoch wieder auf. Nach diesen Erfahrungen scheint eine Reise über den Atlantischen Ozean in einem solch einfachen Schiffe kein angenehmer Ferienaussflug zu sein. Die Wettfahrt ging um einen silbernen Becher und 3000 Dollars, aber zweifellos betrachteten die Wettfahrer das Abenteuer selbst als von größerer Bedeutung denn den Preis.

Eine nicht minder gefährliche Seereise wurde im Jahre 1892 gemacht. Ein junger Mann namens Andrews unternahm einen Ausflug von Atlantic City nach Spanien in einem kleinen, „Sapolir“ genannten Schiffe, da er an den Festlichkeiten, die zur Zeit der Columbus-Feier im Oktober des Jahres in Guelva stattfinden sollten, teilnehmen wollte. Dies ist eine ziemlich lange Reise, und ein langsames Beförderungsmittel, wenn man zu seinem Vergnügen fährt, ist recht fatal.

Kapitän Joshua Slocum war ein anderer unternehmender Yankee, welcher in einem kleinen Boote nicht nur über den Atlantischen Ozean fuhr, sondern auch noch andere große Reisen machte. Sein Schiff war der „Spray“ von Boston, und da es nur einen Tonnengehalt von 12,70 hatte, werden Leute, die etwas von Schiffsangelegenheiten verstehen, wissen, daß er nicht viel Bequemlichkeit zur Verfügung hatte. Im Jahre 1895 fuhr er von Boston nach Gibraltar und kam dort sicher an. Dann fuhr er nach Kap Horn und durch die Magellan-Straße nach den Gesellschaftsinseln. Sein nächstes Ziel war Australien, und von dort fuhr er weiter durch die Torres-Straße nach den Donnerstags-Inseln und nach den Keeling-Inseln. Diese lange Reise nahm etwa zwei Jahre in Anspruch und ist eine sehr achtungswürdige Leistung für einen einzelnen Mann.

Erst vor kurzem machte ein 70 Jahre alter Schotte die Reise von Aberdeen nach Scarborough in einem offenen Boote. Dasselbe hatte nur einen Kiel von 14 Fuß; als es den Firth of Forth kreuzte, füllte es sich zweimal mit Wasser und sank beinahe. Das Unglück dabei war, daß der Insasse alle seine Vorräte verlor und zwei Tage und zwei Nächte ohne Nahrung war. Der tollkühne alte Herr hatte sein Angelgerät bei sich, in der Absicht, einen guten Fischzug zu tun. Die Reise dauerte neun Tage, und die Fischer von Scarborough betrachteten ihr Zustandekommen als nahezu wunderbar. Jedenfalls war es ein höchst waghalsiges Stück Arbeit für einen Siebzigjährigen.

Das Arbeiterdenkmal für Papst Leo XIII. in Rom.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Am Nachmittage des 19. März 1904 wurde in Rom im Hofe von St. Johann im Lateran im Beisein von deutschen Arbeiterabgeordneten das Denkmal enthüllt, das die Bemühungen Leos XIII. um die Verbesserung der arbeitenden Klassen feiert. Katholische Arbeitervereine des In- und Auslandes haben die Mittel zu diesem Denkmal durch Beiträge aufgebracht. Der junge fremde Bildhauer Annibale Monti, der mit der Ausführung des Werkes betraut worden war, hat die ihm gestellte Aufgabe in trefflicher Weise gelöst. Auf einem 4½ Meter hohen Sockel von rotem und weißem Granit erhebt sich eine Bronzestatue von 3 Meter 75 Zentimeter Höhe, die einen härtigen Arbeiter im Schurzfell darstellt. Mit der Linken stützt er sich auf einen Amboß, an welchen ein Hammer, ein Zahnrad und eine Zange lehnen, während er den Blick auf das Kreuz richtet, das er in seiner erhobenen Rechten hält, und das die Inschrift trägt: In hoc signo vineas. (In diesem Zeichen wirst Du siegen.) Die ganze Haltung der Gestalt ist leicht und lebendig, der Gesichtsausdruck fesselnd. Die Vorderseite des achteckigen Sockels trägt die Widmungsinschrift und die Namen der Komiteemitglieder, an den andern Seitenflächen sind Bronzetafeln angebracht, welche die die sozialen Fragen betreffenden Rundschreiben des großen Arbeiterpapstes enthalten. Am Fries liest man in erhabener Schrift die Namen der vier Tugenden Glaube, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Friede; am Sockel sind noch die Arbeitervereine verzeichnet, welche zur Errichtung des Denkmals begeistert haben.

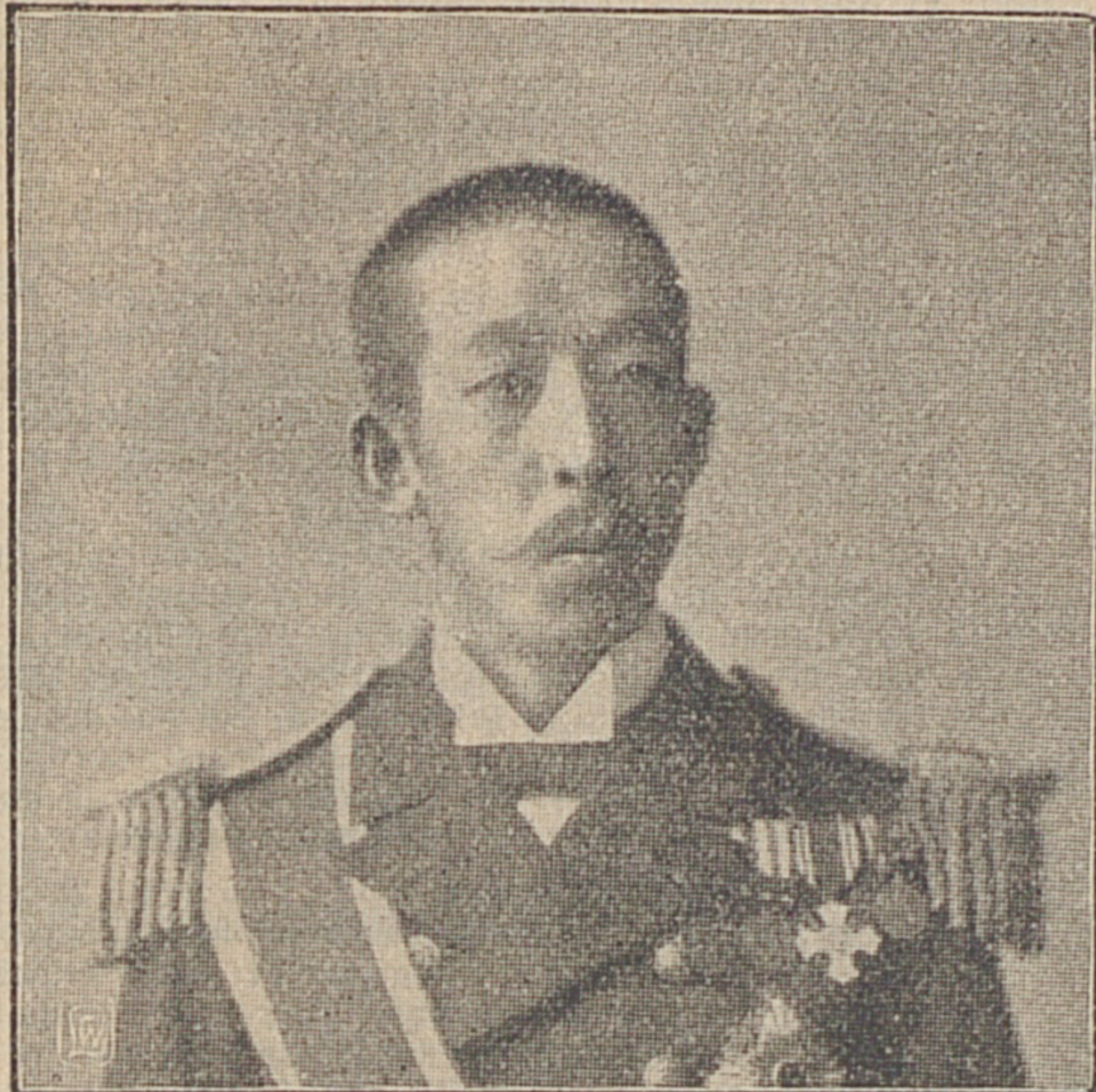
Bei der feierlichen Enthüllung hielt Kardinal Ferrata die Festrede, nachdem das Musikkorps der katholischen Turnschule die Papsthymne gespielt hatte und die Hülle gefallen war. Fürst Marcanton Colonna übergab das Denkmal den Domherren des Lateran; darauf hielt Stadtrat Persichetti eine begeisterte Rede auf die Arbeiterpöpste Leo XIII. und Pius X. Außer den kirchlichen und weltlichen Würdenträgern des päpstlichen Hofes waren bei dem feierlichen Akte auch die Mitglieder des deutschen Arbeiterpilgerzuges zugegen, die am folgenden Tage vom Heiligen Vater in Privataudienz empfangen wurden.

Die japanischen Prinzen im Kriege.

(Mit vier Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

In der japanischen Armee und der Marine dienen gegenwärtig verschiedene Prinzen des Kaiserhauses, die sich in Ostasien an dem Kriege gegen Rußland beteiligten. Vier derselben führen wir unsern Lesern im

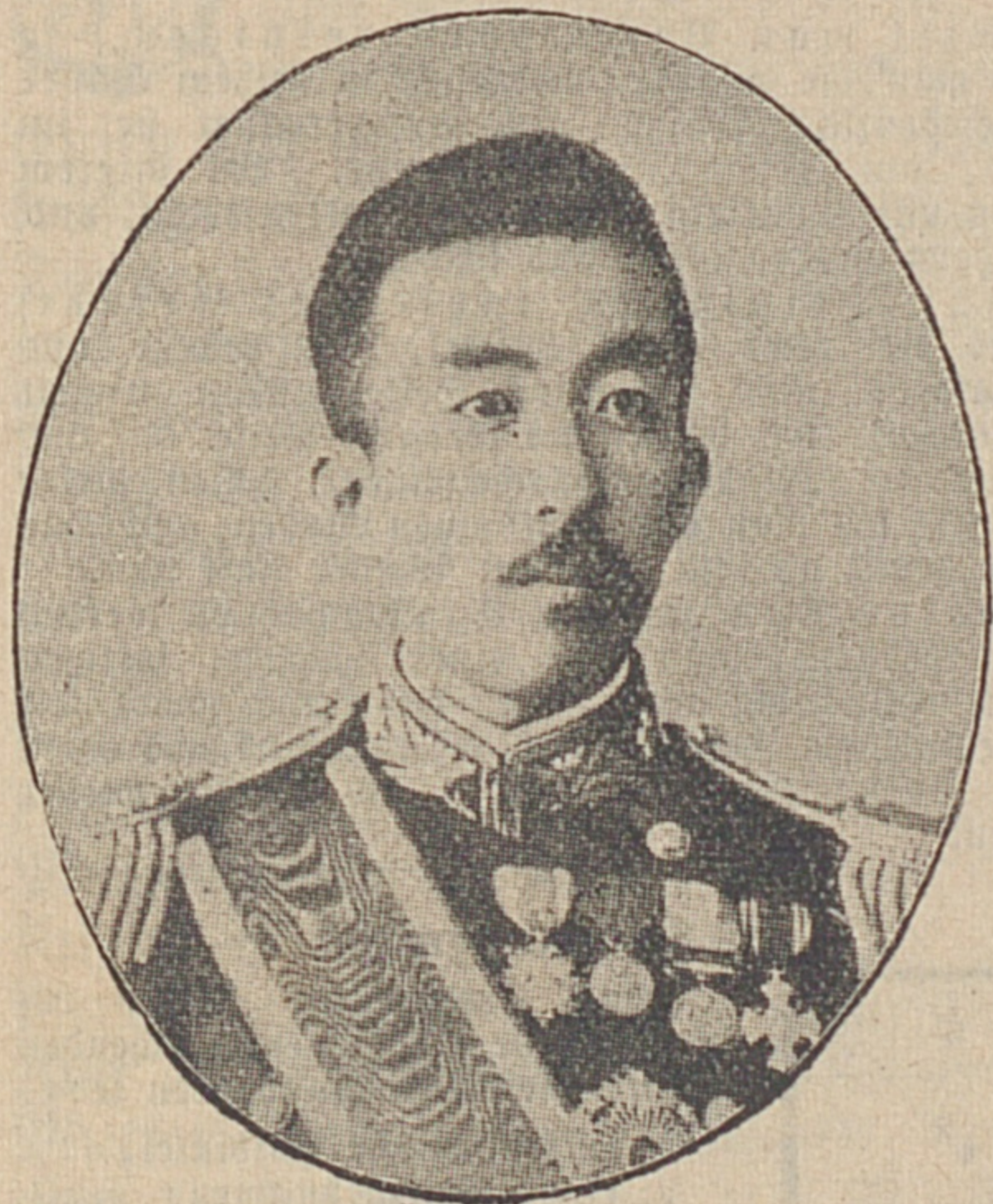


Prinz Kacho Hironasu.

Bilde vor: Prinz Kacho Hiro-
yasu, Prinz Yamashina, Prinz Kanin, und Prinz Higashi Fuschimi. Sie alle haben bereits Proben der Tapferkeit abgelegt und sind ausgezeichnet durch hervorragende soldatische Tugenden. Die Seeoffiziere Yamashina, Higashi, Fuschimi und Kacho haben sich in den Kämpfen vor Port Arthur mit Ruhm bedeckt. Das japanische Volk ist stolz auf seine Prinzen

und erzählt viele kleine Züge, in welchen ihre Kühnheit und Todesverachtung zum Vorschein kommen.

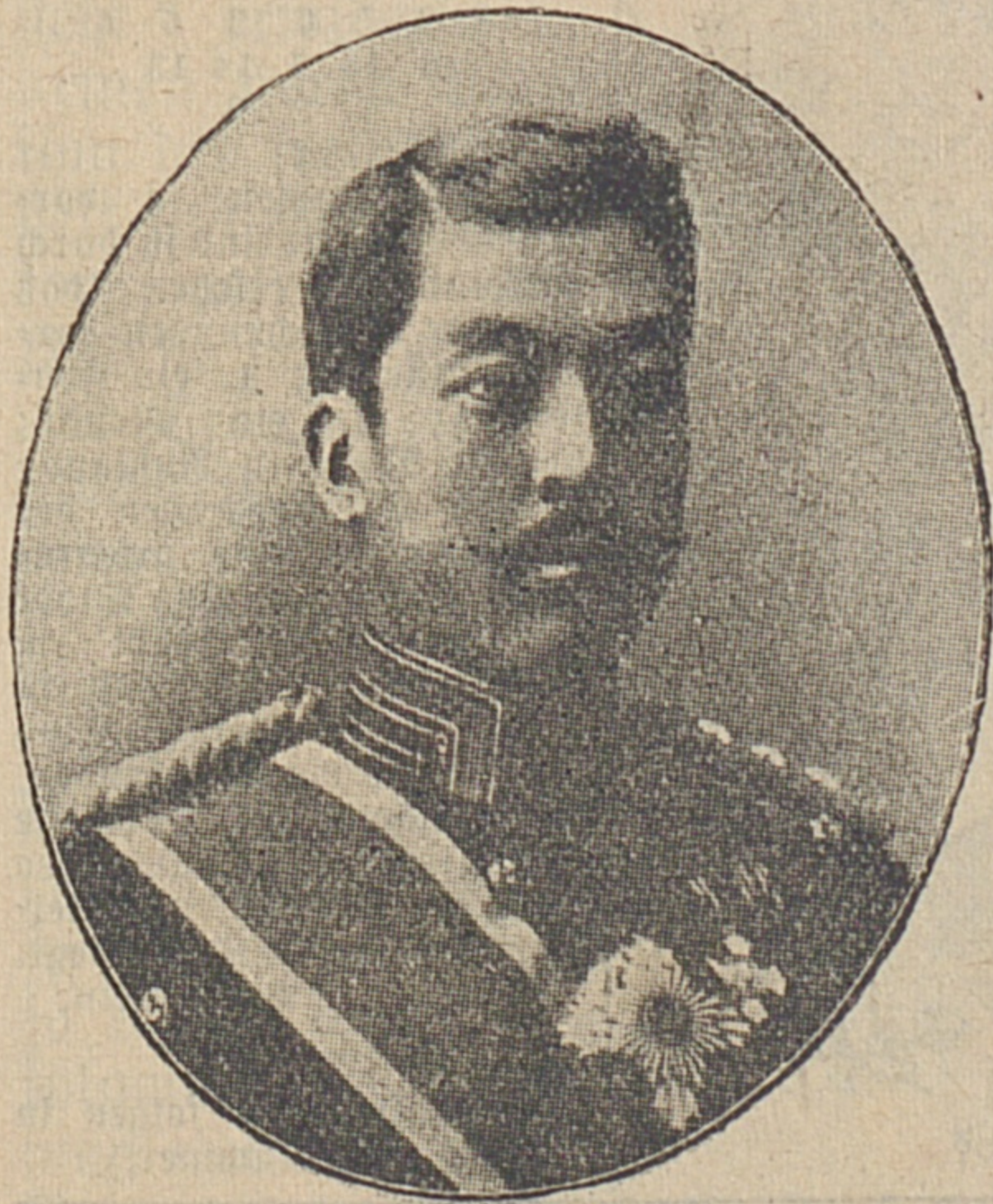
Ganz besonders beliebt ist der auch in Deutschland bekannte Prinz Yamashina, der seit August vorigen Jahres eine Sektion mit einem der großen Geschütze auf dem „Yakumo“ in der Flotte des Admirals Togo befehligt.



Prinz Yamashina

Dieser Prinz hat seine seemannische Ausbildung in Deutschland erhalten und drei Jahre lang die Marineschule von Kiel besucht. Bereits in dem Kriege mit China hat er sich als Leutnant der Marine an Bord des „Joshinokan“ bei den Gefechten vor Wei-hai-wei in besonderer Weise hervorgetan und sich talblütig dem heftigsten Feuer ausgesetzt. Der Prinz bekam für seine Tapferkeit den hohen Chrysanthemorden und den Orden der Goldenen Weiße 5. Klasse. Außerdem wurde er zum Kommandeur befördert und kurz vor Ausbruch des Krieges zum Korvettenkapitän des „Yakumo“ ernannt. Prinz Yamashina spricht fließend deutsch, versteht auch Englisch und Französisch und beschäftigt sich neben Mathematik und Physik gerne mit Meteorologie. Daneben liest er eifrig und mit Nutzen deutsche Bücher und Zeitschriften.

Aber nicht nur die dem japanischen Kaiserhause angehörigen Offiziere, sondern fast ausnahmslos alle Offiziere der japanischen Armee geben, was Entschlossenheit, Kühnheit Tapferkeit und Todesverachtung anlangt, den Soldaten ein glänzendes Beispiel. Selbst von russischer Seite wird der Mut der Japaner bereitwillig anerkannt. Der als vorurteilslos und sachkundig bekannte amerikanische Senator Beveridge schildert auch die Organisation der Japaner als ganz vorzüglich. „Die japanische Armee,“ sagt er, „ist eine Maschine, die nach deutschem Muster erbaut, bis in die geringsten Einzelheiten vollkommen ist und in vorzüglicher Kleinkunst die besondere Fähigkeit der Japaner für Genauigkeit und Vollkommenheit im Kleinen zeigt. Die japanische Armee ist wie eine Taschenuhr gebaut und jeder japanische Soldat ist ein Teil dieser Maschine, wie eine Schraube, eine Feder

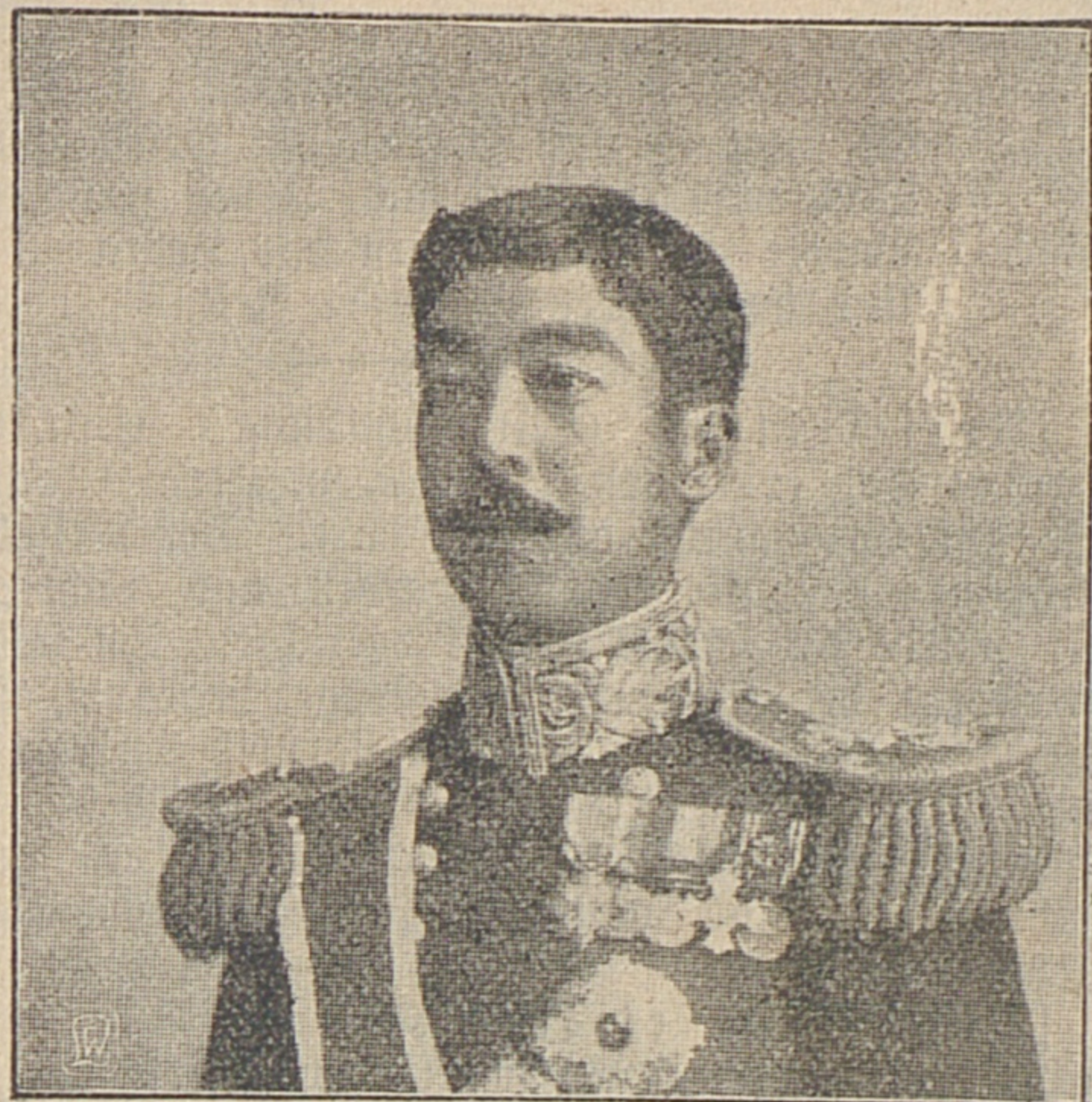


Prinz Kanin.

oder ein Rad; aber jeder Soldat kann auch in einen anderen Teil dieses einfachen und dennoch verwickelten Mechanismus verwandelt werden.“

Von seinen europäischen Kameraden unterscheidet sich der japanische Offizier hauptsächlich durch seine einfache Lebensweise; ein Kasino kennt man nicht. Der japanische Offizier lebt mit seiner Familie in einer bescheidenen Privatwohnung. Der Luxus und die Verschwendung in Offizierkreisen ist das einzige Europäische, was die japanische Heeresleitung mißbilligt und aus ihrer Armee fernhält.

Die vorzügliche Disziplin der japanischen Armee hat sich bei den bisherigen Kämpfen gut bewährt. Die Russen haben diesem unternehmenden Völkchen gegenüber einen schweren Stand. Möge der blutige Krieg, der auf beiden Seiten schon so viele Opfer gefordert hat, bald ein Ende nehmen!



Prinz Higashi Fuschimi.

Die vorzügliche Disziplin der japanischen Armee hat sich bei den bisherigen Kämpfen gut bewährt. Die Russen haben diesem unternehmenden Völkchen gegenüber einen schweren Stand. Möge der blutige Krieg, der auf beiden Seiten schon so viele Opfer gefordert hat, bald ein Ende nehmen!

Das kleinste Pferd der Welt.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Pferd, das wir unsern Lesern hier im Bilde vorführen, ist 7 Jahre alt, 55 Centimeter hoch und wiegt 36 1/2 Kilo. Und es hat seine Geschichte. „Liliput“ — so heißt das drollige Tierchen — wurde auf einer Insel an der Küste Südamerikas geboren und lebte dort in schöner Freiheit, bewundert von allen Eingeborenen. Aber auch Bewohner der Nachbarinseln bewunderten es und eines Tages war das Köhlein verschwunden. Man hatte es gestohlen. Gerade als der Dieb sich mit ihm in seinem Kanoe einschiffte, wurde er entdeckt und natürlich verfolgt. Aber es war vergebens; er entkam. Später wurde „Liliput“ an einen Zirkus-Unternehmer verkauft. Hier hatte es gute Tage bis auf ein Abenteuer mit einem Löwen, dessen Käfig das Tier einmal zu nahe kam, so daß der Wüstenkönig den Inselzwerg fast beim Genick zu packen kriegte, wäre nicht des Direktors Dogge ihm zu Hilfe gekommen; sie schnappte nach des Löwen Maul und das „kleinste Pferd der Welt“ konnte auf diese Weise davonspringen.



Das kleinste Pferd der Welt

Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Es singt — nun ja, es singt weil's ihm gegeben,
Doch was es singt, nicht Jedem freit —
Parole ist: Vielseitig ist das Leben
Und hochmodern ist un're Zeit. — Jos. Sieberg.

[Reisefertig.] (Mit Abbildung.) Endlich ist der sehulichst erwartete Tag erschienen, an welchem Klein Glschen die versprochene Reise zur Großmutter antreten darf. Der Reiseforb ist unter ihrer tatkräftigen Beihilfe gepackt worden und nicht um alle Schätze der Welt würde die Kleine darauf verzichten, ihn selbst zu tragen. Soll doch jeder, der ihr auf ihrem Wege begegnet, sehen, daß sie eine Reise macht. Für alle Fälle ist sie noch vorsorglich mit dem großen Regenschirme ausgerüstet und nun ist der Augenblick gekommen, da sie, froh und erwartungsvoll in die nächste Zukunft blickend, dasetzt: Reisefertig!

[Die älteste eiserne Kanone der Welt] wurde von einem schottischen Schmied namens Mac Sims gebaut. Sie wurde im Jahre 1455 auf Befehl Jakobs II., der damals Thioive Castle belagerte, hergestellt und leistete bei der Belagerung so gute Dienste, daß die Besatzung der Burg des mächtigen Douglas sich ergab. Der Schmied baute die Kanone aus langen Eisenstücken, die er mit eisernen Ringen zusammenschweißte, und nannte sie zu Ehren seiner Frau Mons „Meg“. Jakob IV. nahm sie später mit nach England, wo sie wiederholt Verwendung fand. Nachdem sie von 1758—1829 im Tower in London gestanden hatte, wurde sie auf Betreiben Sir Walthers Scotts auf dem Seewege in ihre alte Heimat zurückgebracht. Sie wurde vor dem königl. Schloß in Edinburg aufgestellt, wo sie sich auch heute noch befindet und eine der größten Sehenswürdigkeiten der schottischen Hauptstadt bildet. Diese älteste eiserne Kanone der Welt ist 13 Fuß lang. Der Durchmesser des Rohres beträgt 2 Fuß und 3/2 Zoll. Die Geschosse bestanden aus Granit. J. H.

[Ein vielbegehrtes Ländchen] scheint die Grafschaft Neuenburg gewesen zu sein. Einst Besitztum des Hauses Longueville, fiel die Grafschaft 1787 an Preußen, welches dieselbe 1806 an Napoleon abtreten mußte. Dieser übergab das Ländchen später seinem Marschall Berthier, (1807—1814), der zugleich den Titel Herzog von Neuenburg erhielt. 1815 kam das Ländchen wieder an Preußen, welches es bis 1857 behielt; seitdem gehört es zur Schweiz. J. H.

[Um schreibung.] Herr: „Warum sind Sie denn aus Ihrer letzten Stellung entlassen worden?“ — Diener: „O, ich bin nur 'mal den Zigarren meines Herrn mit einem brennenden Streichholz zu nahe gekommen.“

[Im Zweifel.] Gast (der zum ersten Mal in seinem Leben von einem Hausknecht aus einem Wirtshaus hinausgeworfen wurde): „Wie ist das eigentlich — gibt man da dem Manne ein Trinkgeld?“

[Zukunftsbild.] Jose (ins Zimmer stürzend): „Madame, der gnädige Herr ist in Ohnmacht gefallen.“ — Frau: „Hilf! Alles nichts. Den Haus Schlüssel bekommt er doch nicht.“

[Er:] „Wir brauchen zu viel; wir müssen uns von jetzt ab unbedingt mehr einschränken.“ — Sie: „Nun gut — rasier Dich selbst und ich will Dir die Haare schneiden.“

[Sicher ist sicher.] Reiter: „Die Leihgebühr bezahle ich nach meiner Rückkehr.“ — Rennstallbesitzer: „Da hängen Sie man lieber dem Gaul die Geldträsche um!“

[Schla u.] „Hast Du Deinem Bräutigam schon gestanden, daß Du ein falsches Gebiß hast?“ — „Ach, wo denkst Du hin, das bringe ich ihm so Zahn für Zahn bei!“

[Haus hälterin:] „Hier ist ein Telegramm: Ihr Neffe ist tot.“ — Alter Junggeselle: „Om, da will er wohl Geld zum Begräbnis!“

[Ein Aufschneider.] A.: „Sie sind wohl schon viel geehrt worden?“ — Schauspieler: „Ich sage Ihnen, meine Witwe ist der reinste Lorbeerhain!“

[Boshaft.] Junger Arzt: „Gestern ist mein Wartezimmer nicht leer geworden.“ — Freund: „Glaub's; es war ja der Erste!“

[Blutegel als Wetterprophet.] Wenig bekannt, weil man ihn wohl feltener findet, ist der Blutegel als Wetterprophet. Er wird in eine Flasche, die man halbvoll mit Wasser füllt, getan und die Flaschenöffnung mit einem Stückchen Gaze verbunden. Liegt der Blutegel ruhig und zusammengekrümmt am Boden, so ist sicher auf schönes Wetter zu rechnen, gibt es dagegen Regen, so kriecht er an der Flaschenwand empor. Wenn Sturm im Anzuge ist, wird der Blutegel unruhig und macht schnelle, frampfartige Bewegungen. Ohne Zweifel ist der Blutegel ein ebenso zuverlässiger Wetterprophet wie der Laubfrosch.

[Verschiedenartige Verwendbarkeit der Küchenzwiebel.] Dieselbe ist ein nützliches, und vielseitig verwendbares Gewächs. Ganz abgesehen von ihrer Verwendung in der Küche, wo sie zur Erhöhung des Wohlgeschmacks bei Bereitung gar vieler Speisen verwendet wird, braucht man sie vielseitig als Heilmittel. Gehackte Zwiebel, auf Butterbrot gegeben, befördert die Verdauung und treibt Würmer ab. Zwiebelkaffee auf Zusatz von Zucker, bestimmt deren Schädlichkeit; mit Essig untermischt, stillt er das heftige Nasenbluten. Gebratene Zwiebel, auf Weißbrot gelegt, bringen dieselben zur Reife.

[Eier auf Butter oder Spiegeleier.] Zu sechs bis acht Eiern werden zwei Löffel Butter in einem Tiegel übers Feuer gesetzt. Sobald die Butter nun wie Schaum in die Höhe steigt, schlägt man die Eier hinein, bestreut sie mit Salz und läßt sie bei gelindem Feuer so lange stehen, bis das Weiße fest ist. Auch kann man sie in einer Windbeutelform bereiten und in jedes Mäpfchen ein Ei schlagen, wodurch die Spiegeleier bei dem Anrichten zierliches Aussehen bekommen.

[Lammfleisch in Sauerampfer sauce.] Sechs Portionen. Zweieinhalb Stunden. Das in schöne Stücke zerlegte Lammfleisch wird in Salzwasser nebst etwas Wurzelwerk langsam gar gekocht. Zur Sauce nimmt man einen gehäuteten Suppenteller frische Sauerampferblätter, verliert und wäscht sie, kocht sie schnell in ein wenig Salzwasser ab, drückt sie aus und hackt sie nebst etwas Schnittlauch recht fein. Dann läßt man in einer Kasserolle 40—50 Gramm Butter zergehen, gibt den gehackten Sauerampfer dazu, läßt ihn unter beständigem Rühren darin gar dämpfen, gibt von der Brühe, in der das Lammfleisch gekocht wurde, dazu, bindet die Sauce mit etwas in Butter hellgelb gedünstem Mehl, würzt mit Salz, nach Geschmack mit einigen Tropfen Zitronensaft und 10—12 Tropfen Maggi's Würze und gießt die Sauce über das Fleisch.

[Will man Bettfedern reinigen.] so wäscht man die gefüllten Bettstücke in heißem Wasser wie gewöhnliche Wäsche aus und trocknet sie im Freien, am besten in der Sonne. Bei öfterem Wenden und Schütteln trocknen die Betten leicht, und die Federn werden locker und schön.

[Zur Reinigung kupferner Gefäße] gibt es ein recht gutes Mittel. Es besteht aus Salmiakgeist und schwarzer Seife. Man nimmt Salmiakgeist, löst hierin die schwarze Seife auf und schüttelt die Mischung durcheinander. Von dieser Flüssigkeit tut man etwas auf einen Lappen, reibt das Kupfer damit ab und wusch mit Wiener Kalk nach.

[Gelbe und weiße Strohhüte] werden gut ausgebleicht und mit einer schönen, saftigen Zitrone vollständig abgerieben, dann noch feucht mit feinem geriebenem Schweißdick bestreut und mit einer reinen Bürste tüchtig gebürstet. Sie werden wieder wie neu.

Silbenquadrat.

ko	gi	nas
a	a	re
re	na	na

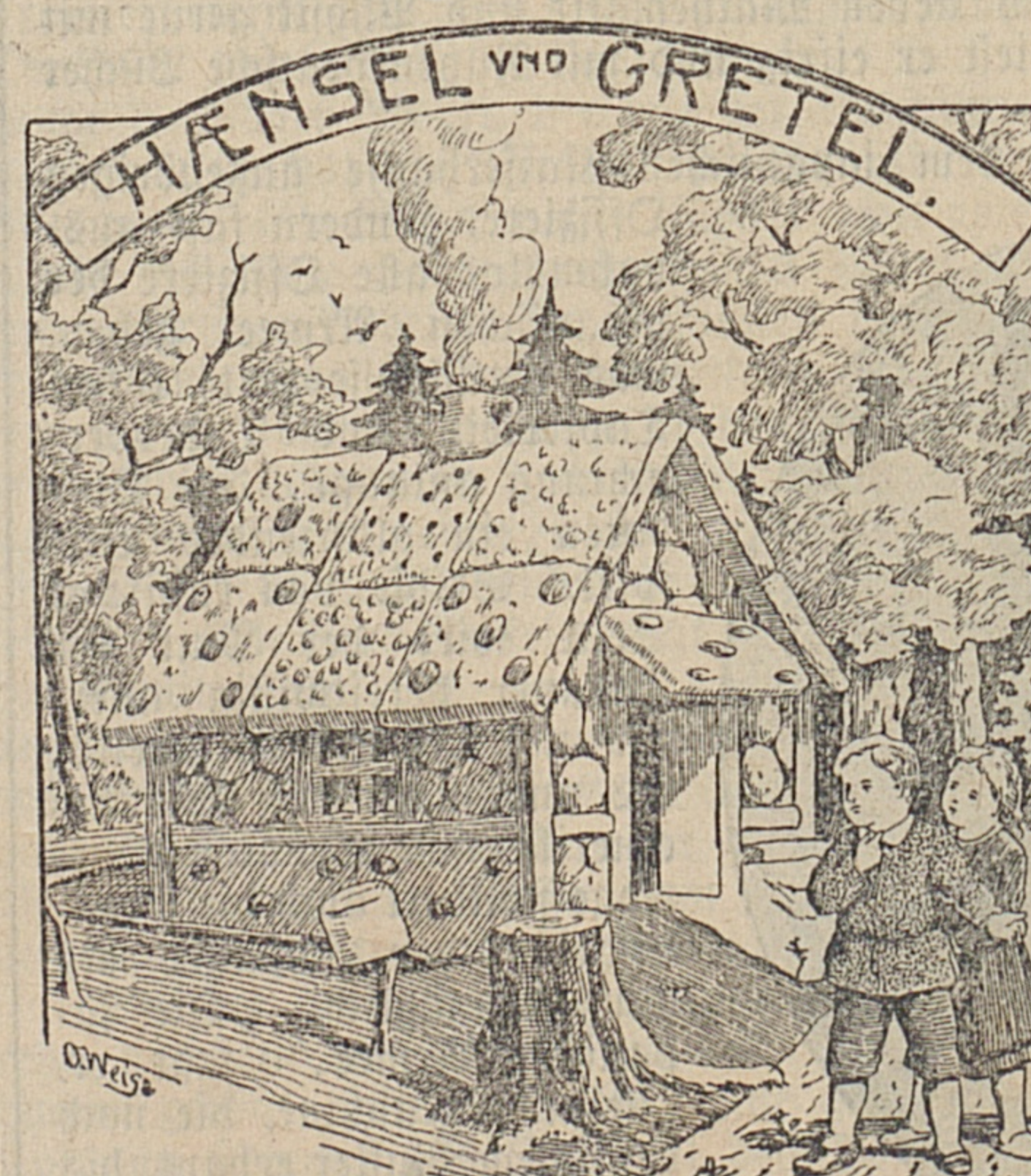
Nach Ordnen der Silben bezeichnen die drei sich entsprechenden Senkrechten und Wagrechten je:
1. eine asiatische Halbinsel;
2. einen Mädchenamen;
3. eine Südfrucht.

Reisefertig.

Nach einer Kunstphotographie.



Bexterbild.



Wo ist die Heze?

Zahlenrätsel.

1
9 2 7
10 7 3 8 2
5 11 12 4 13 1 14
15 14 13 16 5 2 3 14 9
13 2 5 6 2 6 6
6 13 7 14 13
7 8 8
2

Die Zahlen in vorstehender Figur sind so durch Buchstaben zu ersetzen daß folgende Bezeichnungen daraus entstehen: 1. ein Konsonant; 2. ein Monat; 3. eine Stadt in Rußland; 4. ein Dienstabzeichen der Offiziere; 5. eine orientalische Stadt; 6. eine Stadt in Baden; 7. Stadt im Rheinland; 8. ein Fluß in Tirol; 9. ein Vokal. Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe das Land, wo die in der wagerechten Mittelreihe bezeichnete Stadt liegt. Paul Klein.

(Die Aufösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.